20.

Der Tag des Wiedersehens mit Claire begann ungewöhnlich.

Ich war gerade aufgestanden, hatte mich geschminkt und stellte mich darauf ein, wie meist, nackt zum Frühstück zu gehen, als ich beim Betreten des Korridors ein für meinen neuen Status doch ganz ungewöhnliches Kleidungsstück an der Garderobe entdeckte: Mein alter Jogginganzug.

Ich schlüpfte hinein und trippelte auf nackten Füßen zum Frühstück.

Gesättigt war ich gerade wieder vor meiner Wohnungstür angekommen, als zu ungewohnter Zeit die Stimme meines Herrn ertönte: „Ausnahmsweise wirst Du heute nicht nackt bleiben. Wir erwarten Handwerker. Sabrina hat frei. Genieße Deinen faulen Tag!“

Das war alles.

Gut, dachte ich. Es mag sich seltsam anhören, aber ich hatte mich so sehr an das ständige Training der letzten Monate gewöhnt, dass ich zunächst gar nicht wusste, was ich mit mir anfangen sollte. Ja, ich war an diesem Tag geradezu froh über das Vorhandensein der Kameras, denn dadurch war ich wenigstens gezwungen, meine Haltung nicht zu vernachlässigen. So stand ich also mit kerzengeradem Oberkörper, meine großen Brüste nach vorn gereckt, mit aneinander gedrückten Füßen in meinem Wohnzimmer und überlegte, wie ich diesen Tag nutzen könnte.

Erst sah ich fern.

Das Programm war derart bescheuert, dass ich es gar nicht wirklich registrierte. Meine Gedanken kreisten um die Situation, in der ich mich befand.

Absurd: Binnen kurzer Zeit war ich derart konditioniert, ja regelrecht dressiert worden, dass ich mich mit

der aktuellen Freiheit meiner Entscheidungen gar nicht mehr richtig wohl fühlte.

Nein, dies war nicht der Zustand, an den ich mich wieder gewöhnen wollte. Ich hoffte sehr, dass dieser Tag eine Ausnahme bleiben würde.

In diesen Gedanken versunken hörte ich plötzlich Stimmen und metallisch klingende Geräusche: Die Handwerker.

Ich schaltete den Fernseher aus und sah, dass Männer in blauen Latzhosen sich gleichzeitig an meinen Fenstern und an der Terrasse zu schaffen machten. Plötzlich erkannte ich ein blendend helles Licht, das mir so weh in den Augen tat, dass ich schnell wegsehen musste. Dann ertönte ein Zischen.

Allmählich begriff ich.

Vier Stunden waren vergangen. Ich lag auf dem Bett, starrte zur Decke und hatte Angst.

Die Handwerker hatten die Gitter vor den Fenstern abmontiert und den Käfig, der die Terrasse umgab, entfernt.

Ich war wie ein Kanarienvogel, dem man die Tür seiner Voliere geöffnet hatte.

Wie dieser Vogel, so hatte auch ich nicht das geringste Bedürfnis, mein Gefängnis zu verlassen – ganz im Gegenteil.

Natürlich gab es keinen rationalen Grund für die Panik, die schubweise in mir aufstieg. Absurde Gedanken bemächtigten sich meiner: Wollte mein Herr, dass ich ihn verlasse? Liebte er mich nicht mehr?

Etwas in mir wusste, dass das dummes Zeug war, aber in den letzten Monaten war mein Leben kontinuierlich in eine Richtung verlaufen: Hin zu meiner vollständigen Versklavung, der totalen Kontrolle durch meinen Herrn und meiner kompletten Auslieferung an seinen Willen. Bei aller Ambivalenz, die meine Gefühlswelt bis-

weilen durchzogen hatte, empfand ich es doch auch als gut, als richtig, als Erfüllung meiner geheimsten Wünsche.

Dies hier war jetzt hingegen für mich so etwas wie ein „Schritt in die falsche Richtung“, den ich einfach nicht einordnen konnte, der mich verwirrte und die verrücktesten Gedanken erzeugte.

Beim Mittagessen brachte ich keinen Bissen herunter. Am liebsten hätte ich mir den Jogging-Anzug vom Leibe gerissen und durch meine Nacktheit demonstriert, dass ich immer noch die Sklavin meines Herrn war.

Als dieser dann, früher als üblich, kurz nach dem Essen mein Wohnzimmer betrat, beeilte ich mich besonders, niederzuknien.

Mein Herz klopfte schnell in meiner Brust und als er mich zu sich hochhub und mich umarmte, heulte ich los wie ein Schlosshund.

Sofort erhielt ich Sprecherlaubnis und schluchzte mir von der Seele, was mich so fertiggemacht hatte.

„Es tut mir leid“, sagte mein Herr danach mit warmer, weicher Stimme, „ich hatte nicht die Absicht, Dich so durcheinander zu bringen. Ich dachte, Du würdest Dich freuen.“

„Freuen?!“ rief ich, „ich hatte geglaubt, Sie würden mich nicht mehr wollen.“

Sein Blick verhärtete sich. „Was habe ich getan“, wollte er wissen, „dass Du diesen Gedanken überhaupt in Erwägung ziehen kannst? Habe ich Dir nicht gezeigt, wie sehr ich Dich liebe? Habe ich Dich vernachlässigt? Ich weiß, dass ich beruflich stark eingebunden bin, aber glaube mir: Viel lieber hätte ich Dich vierundzwanzig Stunden am Tag bei mir. … War ich vielleicht nicht streng genug?“

Ich weinte immer noch. Jetzt schämte ich mich für meine Zweifel: „Es tut mir leid. Sie sind der beste Herr, den es gibt. Es ist nur … weil ich Sie so liebe … ich hatte

solche Angst, sie würden mich vielleicht nicht mehr …“ Meine Stimme wurde von einem Schluchzen erstickt.

„Dumme, kleine Michelle“, meinte mein Herr, hielt mich fest und küsste sanft die Tränen von meinen Wangen, „wie konntest Du nur an meiner Liebe zu Dir zweifeln! Das ist nicht akzeptabel. Zieh Dich aus, geh in das Bestrafungszimmer, Hände an die Wand und Beine breit!“

Ich glaube, so schnell hatte ich noch nie meine Kleidung heruntergerissen.

Ich war so erleichtert.

Mein Herr hatte absolut recht: Ich hatte eine Strafe verdient und wünschte mir, er würde mich hart züchtigen.

Das tat er.

Und wie!

Er hatte kurz die Wohnung verlassen und kam nun, begleitet von einem Sirren, zurück. Ich erinnerte mich an die Kellerparty und realisierte, was das Geräusch verursacht hatte: Mein schlimmster Albtraum.

Der Schmerz, den die Gerte auf meiner Pobacke hervorrief, war schneidend. Zischend entwich die Luft aus meinen Lungen.

Der zweite Schlag folgte unmittelbar, angekündigt durch das grässliche Geräusch, welches ein durch die Luft geschwungener, dünner Stab verursacht.

Es brannte höllisch.

Meine Tränen flossen erneut.

Ganz automatisch versuchte mein Körper, sich gegen die harte Züchtigung zu stemmen. Weil ich nicht einmal gefesselt war, kostete es mich enorme Willenskraft, den Schlägen nicht auszuweichen.

Nach dem fünften Hieb spürte ich, wie sich etwas Feuchtes an meinem Po breit machte.

Mein Herr hatte mich blutig geschlagen.

Ich hatte es verdient.

Dann war es vorbei.

Ich heulte vor Schmerz, vor Scham über meine dummen Gedanken, vor Rührung, vor Erleichterung, vor Liebe.

Es war zuviel für mich.

An der gefliesten Wand sackte ich, weil meine Beine ihren Dienst aufgaben, zusammen.

Später, mein Herr hatte meine Wunden mit Salbe versorgt, lag ich auf dem Bett und hörte der Erklärung meines Herrn zu.

„Ab sofort", begann er, „brauchen wir keine Gitter mehr." Er holte ein Halsband (*das* Halsband) aus seiner Tasche, legte es mir um (es saß perfekt) und verschloss es mit einem winzigen, seltsamen Schlüssel, den er unmittelbar danach wieder einsteckte.

„Deine Kontrolle ist jetzt permanent. Deshalb kannst Du Dich frei bewegen. Ich kann ja immer sehen, wo Du gerade bist und alles hören, was um Dich herum geschieht. Die Scanner an der Tür reagieren jetzt auch auf Deinen Daumenabdruck. Natürlich bleibt die Regelung mit der Garderobe bestehen, allerdings findest Du ab sofort noch einen weiteren Ständer, an dem die Kleidung hängt, die Du tragen wirst, wenn Du das Haus verlässt. Keine Kleider an diesem Ständer bedeuten, dass Du entweder hier bleiben musst oder nackt Deinen Ausflug machst. Auf Deinem Schreibtisch findest Du einen Schlüssel für das Schlosstor und einen für Dein Auto und die Garage. Ich habe Dir ein 911er Cabrio gekauft. Ein Telefon steht ebenfalls auf Deinem Schreibtisch. Daneben liegt Dein neues Handy. Noch etwas…"

Er verließ kurz das Schlafzimmer und kam mit einer seltsamen Vorrichtung zurück.

Sie ähnelte den Röhren, die ich für mein Armtraining getragen hatte, bestand jedoch nur aus zwei parallelen, miteinander über die ganze Länge fest verbundenen

Stutzen. An einer Seite befand sich eine Art Lasche, an der Längsseite war ein Scharnier angebracht, mit dem man die Vorrichtung aufklappen konnte.

Ich musste meine Arme auf den Rücken legen. Mein Herr half mir, die Back-prayer-Position einzunehmen und legte dabei die Doppelröhre aufgeklappt auf meine Wirbelsäule.

Meine Unterarme passten genau hinein.

Die Vorrichtung wurde zugeklappt und rastete ein. Die Lasche wurde an meinem Halsband verschraubt, das über eine nahezu unsichtbare Aufnahme verfügte.

So waren meine Arme mit aneinander gedrückten Ellenbogen vollkommen unbeweglich auf meinen Rücken gefesselt und an meinem Hals befestigt.

Ich konnte nichts mehr tun, als meine Fingerspitzen ein paar Millimeter voneinander lösen.

Mein Herr entfernte mein vom Weinen zerstörtes Make-up und schminkte mich meisterhaft neu. Er bürstete mein langes, seidiges Haar und half mir beim Anziehen. Ich bekam ein hochgeschlossenes, kurzes blaues Kleid aus Samt. Eine Spezialanfertigung: Weder Ärmel noch Armöffnungen, sondern stattdessen eine kleine Ausbuchtung auf dem Rücken, in die meine gefesselten Arme exakt passten. Es wirkte, als hätte ich gar keine Arme und ich musste für einen Moment an die Amputierte bei der Party denken. Mit Erleichterung fielen mir meine langen, lackierten Fingernägel, die versteiften kleinen Finger und das mühevolle Erreichen meiner Armposition ein. Eine Amputation würde mir wohl erspart bleiben, sonst hätte mein Herr nicht soviel Aufwand betrieben.

Ich würde an diesem Abend keine Unterwäsche tragen, was mir ein leichtes Unbehagen verursachte.

Das Kleid war wirklich sehr kurz und reichte gerade über meinen mit Striemen übersäten Po. Ich würde auf-

passen müssen, um nicht versehentlich fremden Leuten meine kahle (jetzt schon wieder feuchte) Scham zu präsentieren.

Anfang Oktober war es in diesem Jahr noch warm genug, um nackte Beine zu zeigen. Mein Herr half mir in ein neues Paar High-heels: Slipper mit einem transparenten PVC-Zehenband. Meine Füße waren praktisch nackt, aber mit hohen (sehr hohen) Absätzen versehen. Ich durfte das tolle Fußkettchen tragen, das mein Herr mir in Paris geschenkt hatte.

Als wir an den Spiegelschränken vorbeigingen, konnte ich mich kurz betrachten.

Mir gefiel, was ich sah: Eine schöne, junge Frau mit scheinbar armlosem Torso, üppigen, vorgereckten Brüsten und langen, bis auf ein glitzerndes Kettchen an der schlanken Fessel nackten, glatten Beinen.

Ob mein armer Herr wohl an diesem Abend wieder würde leiden müssen?

Mein Aussehen gab zweifelsfrei jede Menge Anlass, dies zu hoffen.

Selbst schuld, dachte ich, wenn Du eine schöne Frau noch schöner machst…

Ich grinste und mein Herr sah mich fragend an. Ich schenkte ihm einen meiner verführerischsten Augenaufschläge und er schüttelte lachend den Kopf. Er hatte mal wieder meine Gedanken erahnt.

Die Fahrt war kurz und brachte uns in einen hübschen Waldgasthof.

Ich hatte Anweisung, nur nach Aufforderung zu sprechen, solange die beiden Herren anwesend waren und wurde informiert, dass Claire analoge Befehle hatte und nicht taub gestellt war. Schön, dachte ich, dann gibt es vielleicht Gelegenheit, etwas über Claire, die ich durchaus lieb gewonnen hatte, zu erfahren.

Claire und ihr Herr, Arnold Prätorius war sein Name, erwarteten uns bereits im Foyer des hochklassigen Restaurants.

Wir Sklavinnen knicksten, wie es sich gehörte.

Claire war nicht gefesselt und trug ein ungewöhnliches Outfit: Ein knöchellanger, enger Rock aus schwarzem Latex, ein hochgeschlossenes, weißes Latex-Oberteil mit Stehkragen, der sie zwang, ihr Kinn leicht nach oben zu recken und Kopfbewegungen extrem einschränkte, schwarze, lange Latexhandschuhe, ein atemberaubend eng geschnürtes Korsett (auch aus schwarzem Latex), das über der Kleidung getragen wurde und Claire eine Figur wie eine Sanduhr verlieh.

Sie konnte nicht still stehen und an ihren Füßen erblickte ich den Grund: Claire trug Stiefel mit derart hohen Absätzen, dass nur die Spitzen der Zehen, wie beim Ballett, den Boden berührten. So war sie gezwungen, immer wieder ihr Gleichgewicht neu zu finden.

Ich fand, dass Claire sensationell gut aussah (wenn man bedenkt, dass sie nicht so sehr mit körperlichen Vorzügen und einem Antlitz gesegnet war wie … na ja, ich erwähnte es, glaube ich, bereits).

Unsere Herren in ihren feinen Anzügen begrüßten sich freundschaftlich.

Ein Kellner, der an unserem Auftritt keinerlei Anstoß nahm (er hätte ja wenigstens mich ein wenig begaffen können), führte uns zu unserem Tisch.

Claire, die mit dem engen Rock und den Ballettstiefeln nicht anders konnte und ich, die ich nicht anders durfte (und wollte!), hatten Mühe, mit unseren Trippelschritten den Männern zu folgen.

Unsere Herren halfen uns, ganz Gentlemen, beim Platznehmen und bestellten eine Flasche Champagner.

Muss ich beschreiben, wie schmerzhaft das Sitzen in Anbetracht meines geschundenen Popos war? Ich hielt tapfer durch.

Bis zur Bestellung (wir Frauen hatten natürlich kein Mitspracherecht) unterhielten sich die Männer über dies und das, die Arbeit, Politik und es war eine ganz „normale“ Runde mit zwei Pärchen, bei denen die Männer das Wort führten. Früher hasste ich das, aber diesmal war die Situation ja ganz anders.

Die Vorspeisen wurden gebracht und das Gespräch veränderte sich, während Claire mich fütterte.

P: „Und? Wie funktioniert das neue Halsband?“

D: „Perfekt. Es ist ja auch ausgiebig getestet worden. Sie trägt es übrigens heute erstmalig.“

P: „Claire bekommt es demnächst auch. Ich freue mich schon darauf. Kannst Du schon etwas feststellen?“

D: „Nein, das wäre zu früh. Ich muss sagen, dass Michelle auch bisher schon viel gehorsamer war, als ich es erwartet hätte.“

P: „Das ist ja toll. Du weißt ja, welche Schwierigkeiten ich mit Claire hatte. Das ist aber inzwischen ganz anders geworden. Der Aufenthalt bei Dir hat ihr gut getan und die Trennung war vielleicht ganz nützlich.“

D: „Das freut mich. Wie ich sehe, ist ihr Widerstand gegen Deinen Fetisch gebrochen.“

P: „Ich glaube, sie hasst es immer noch, aber sie gehorcht einfach viel besser. Was ist mit Michelle? Irgendwelche Widerstände?“

D: „Nicht wirklich. Nach der Brustvergrößerung war sie leicht derangiert, obwohl ich wusste, wie sehr sie unter ihren kleinen Brüsten gelitten hat. Wir haben eben keine halben Sachen gemacht und ihr gleich zwei Körbchengrößen mehr verschafft. Das war wohl etwas viel auf einmal, aber ich denke, inzwischen gefällt sie sich selbst ganz gut so.“

P: „Dabei stehst Du doch gar nicht so darauf.“

D: „Früher nicht, aber wenn ich Michelle jetzt so sehe … dann finde ich das schon phantastisch.“

P: „Claire kommt nächsten Monat wieder unters Messer. DD, denke ich. Dabei machen wir auch gleich noch die Lippen. Das ist bei dem Blasmund Deiner Michelle ja nicht nötig."

D: „Ich würde es auch nur machen, wenn ich sicher wäre, dass Michelle damit zurechtkommt."

P: „Du bist zu weich. Mach mit ihr, was Dir gefällt und wenn sie wirklich Deine Sklavin ist, wird sie es lieben."

D: „Vermutlich. Sie gehört mir aber erst ein paar Wochen und Du hast Claire ja schon fast drei Jahre."

P: „Na und? Sieh Dir Deine Hübsche doch mal an! Das ist ein Naturtalent. So eine devote Sklavin findest Du nicht alle Tage."

D: „Na, mal sehen."

P: „Wann gibst Du Ihr Deine Zeichen?"

D: „Bald. Jetzt will ich erst mal sehen, wie sie mit dem Halsband klarkommt."

P: „Sie liebt Dich, das sieht ein Blinder mit einem Krückstock."

D: „Ja. Wie ich sie. Trotzdem wird es nicht leicht werden."

P: „Führst Du sie selbst?"

D: „Grundsätzlich schon. Wenn ich nicht kann, hilft mir Sabrina, die Sklavin meines Bruders."

P: „Bekommt sie Pausen?"

D: „Nein."

P: „Vielleicht bist Du doch nicht so weich. Hast Du keine Angst, dass die Mädels sich verbünden?"

D: „Absolut nicht. Sabrina gehorcht Joachim aufs Wort und Michelle mir."

P: „Na ja, mal sehen, ob das auch so ist, wenn Deine Kleine erst mal wirklich begriffen hat, dass die Kontrolle total ist."

D: „Das weiß sie schon jetzt."

P: „Aber sie hat es noch nicht erlebt. Das ist ein Unterschied. Was würdest Du tun, wenn Du gerade beim Bäcker ein Brötchen kaufen willst und eine Stimme in Deinem Kopf hörst, die Dir sagt: ‚Nicht das! Kauf das Weizenbrot im Regal darüber und dann heb Deinen Rock hoch und präsentiere Deine Pussy!'"

D: „Vermutlich würde ich ausrasten, aber ich bin ja auch keine Sklavin."

P: „Ich bin jedenfalls gespannt."

D: „Ich auch."

P: „Lässt Du sie wieder an die Uni?"

D: „Ja, selbstverständlich."

P: „Klar. Mit dem Halsband geht das. Ich werde Claire vielleicht auch wieder auf die Menschheit loslassen. Mal sehen."

D: „In Latex?"

P: „Was denkst Du denn?! Logisch. Du wirst Michelle doch auch nicht mehr in Sack und Asche herumlaufen lassen, oder?"

D: „Nein."

P: „Was ich schon immer wissen wollte: Hast Du eigentlich auch eine besondere Vorliebe?"

D: „Jede Menge, aber nichts so Eindeutiges wie Dein Gummi. Ich glaube, Michelle ist meine ‚besondere Vorliebe'. Ich habe ja nichts gegen Latex. Das wird sie auch ab und zu mal tragen müssen, aber das ist bei mir kein Fetisch."

P: „Verleihst Du sie eigentlich?"

D: „Nein. Nie."

P: „Dachte ich mir. Schade."

D: „Das würde ich gar nicht aushalten. Ich habe schon erlebt, wie wildfremde Kerle sie anbaggern."

P: „Du kannst eben nicht teilen. War nur ein Scherz."

Das glaubte ich ihm nicht und Claire tat mir leid. Wie schrecklich, wenn der eigene Herr versucht, die Sklavin

eines anderen ‚auszuleihen'. Ich war so froh, dass mein Herr nur mich begehrte.

Es war komisch, einfach still da zu sitzen und Thema eines Männergesprächs zu sein. Es hatte etwas Entwürdigendes, aber ich war auch stolz und streckenweise angetörnt. Das Szenario beim Bäcker hatte dafür gesorgt, dass mir gleichzeitig heiß und kalt wurde. Prätorius lag nicht so ganz daneben: Wirklich bewusst war ich mir der Tragweite einer totalen Kontrolle über mein Leben damals noch nicht.

Nach dem Menu geschah etwas Überraschendes: Unsere Herren gingen auf eine Zigarre in ein Nebenzimmer und ließen Claire und mich allein. Endlich Gelegenheit für ein Gespräch unter Frauen!

Ich wollte wissen, wie Claire damit zurecht kam, dass ihr Herr ganz offenbar auch andere Frauen begehrte.

„Du wirst Dich vielleicht wundern", antwortete sie, „aber ich weiß, dass er mich liebt. Er kann andere Frauen haben, die viel schöner sind als ich – auch als Sklavinnen. Als er mich bekam, war ich wirklich widerspenstig. Ich habe es ihm schwer gemacht, aber er hatte Geduld mit mir. Ich bin auch seine einzige Sklavin. Natürlich liebäugelt er ab und zu mal mit anderen Frauen – aber höchstens für eine Nacht. Sieh Dich doch an – ist das ein Wunder, dass er Deinen Herrn mal vorsichtig fragt, ob er … Du weißt schon. Nein, Michelle, das ist durchaus in Ordnung so. Ich finde auch, dass es mir nicht zusteht, meinen Herrn für mich allein zu beanspruchen."

„Das sehe ich anders", wollte ich zu einer längeren Erwiderung ansetzten, aber dann dachte ich an Conny und ihre Probleme, meine Einstellung zu respektieren. Ich wollte Claire und ihren Herrn nicht dafür kritisieren, dass ihre Lebensweise nicht meine war. Also fuhr ich fort: „Wichtig ist nur, dass es Dir gut geht. Ich wusste

übrigens gar nicht, dass Dein Herr ein Gummi-Fetischist ist. Bei uns warst Du nie so in Latex gehüllt."

Claire zuckte mit den Schultern. „Da hätte er ja auch nicht viel davon gehabt."

„Stimmt", meinte ich, „hasst Du es wirklich?"

Claire lachte: „Ach was. Am Anfang – klar, da war es irgendwie komisch, aber das Material selbst ist sogar echt erotisch. Es liegt total eng an, ist erst kalt, bekommt dann Körpertemperatur und später schwitzt man darin. Es kommt praktisch keine Luft durch, aber Du kannst alles super spüren. Es ist wirklich wie eine zweite Haut. Für mich sind es eher die Begleitumstände, die Neigungen meines Herrn, die wohl irgendwie damit zusammenhängen, bei denen ich mich manchmal nicht so gut fühle. Ich darf nicht immer die Toilette benutzen und muss mir in meine Latex-Höschen machen, was sich extrem seltsam anfühlt. Hin und wieder trage ich einen Katheder oder bekomme Klistiere, was aber nicht so schlimm ist. Dein Körper ist ja auch enthaart, aber mein Herr will mir demnächst sogar eine Glatze verpassen. Davor habe ich Angst."

„Hört sich wirklich nicht so schrecklich an", bemerkte ich, „ein wenig freue ich mich sogar auf meine ersten Erfahrungen mit Latex. Als ich siebzehn war, hätte ich mir beinahe selbst eine Glatze geschnitten, aber zog dann doch grüne Haare vor, weil ich mich nicht traute. Solange es wieder nachwächst, kannst Du es doch einfach mal als einen Versuch sehen. Vielleicht steht es Dir ja sogar?"

Wir wechselten das Thema und erzählten uns gegenseitig, wie wir zu Sklavinnen wurden.

Es tat gut, von einer anderen Frau zu hören, dass auch sie schon als Jugendliche Vergewaltigungsphantasien gehabt hatte, dass sie ähnliche Träume kannte (von Piraten entführt, in einen Harem verschleppt usw.) und Selbstversuche mit Fesseln ihr nicht fremd waren.

Die Zigarren waren aufgeraucht.

Unsere Herren kamen zurück; beide mit einem Grinsen im Gesicht.

Mein Herr legte ein Handy mit relativ großem Monitor auf den Tisch. Auf dem Monitor sah ich Claire. Mit *meinen* Augen, aus *meiner* Perspektive.

Dann hörte ich meine Stimme, die Claire nach der Untreue ihres Herrn fragte.

Wir sahen eine Aufzeichnung des gerade geführten Gespräches. Mein Herr hatte jedes Wort gehört, gesehen, was ich sah und das würde von jetzt an immer so sein.

Jetzt begann ich, die Tragweite meiner Versklavung endlich wirklich zu begreifen.

Nie wieder könnte ich irgendetwas, und wäre es nur die kleinste Kleinigkeit, vor ihm verbergen.

Als ich ihm in der kommenden Nacht zu Willen war (mein Herr hatte meine Arme wieder befreit), war es anders als vorher.

Tief in meinem Innern fühlte ich, dass ich mir weder Hemmungen noch Schamgefühle von nun an würde leisten können. Ich stand so sehr unter der Kontrolle meines Herrn, dass ich keine Selbstkontrolle mehr nötig hatte.

In dieser Nacht war ich nur noch ein Stück willenloses, geiles Fleisch, das gefickt werden wollte.

Mein Herr schien das zu merken, denn er behandelte mich roh.

Beim Orgasmus hörte ich meine eigenen, schrillen Schreie, ohne in diesem Moment zu begreifen, wer da so kreischte. Mein Verstand schien sich aufgelöst zu haben. Ich spürte nur noch meine pochende, triefende Möse und den harten Schwanz, der wie ein Presslufthammer meine Eingeweide durchschüttelte.

Als ich am nächsten Morgen wie aus („wie aus?“ – nein: „aus“) einer Ohnmacht erwachte, lag mein Herr neben mir.

Ich konnte seinen Rücken sehen.

Meine langen Nägel hatten ein blutiges Netz in seiner Haut hinterlassen.

21.

Nach dem Frühstück (im Bett) fuhr mein Herr ins Büro.

Ich duschte noch einmal ausgiebig und machte mich für den Tag zurecht. Für meine Nägel hatte mein Herr ein zartes Rosa ausgewählt.

Ich nahm den Autoschlüssel und das Handy vom Schreibtisch und benutzte erstmalig den Scanner.

An der Garderobe hingen ein weißer Spitzenstring, eine dazu passende Büstenhebe, die meine Brustwarzen nicht bedecken würde und ein cremefarbenes Kostüm mit Nadelstreifen.

Der Rock war kurz.

Als mein Blick auf ein paar schwarze Pumps mit 12cm-Absätzen fiel, hörte ich Sabrinas Stimme in meinem Kopf: „Es soll Gewitter geben, daher keine Sandalen heute. Guten Morgen übrigens.“

Ich freute mich, ihre Stimme zu hören und hätte sie gern begrüßt, aber das durfte ich ja erst, nachdem ich das Haus verlassen hätte.

Ich schlüpfte in meine Sachen.

Das Brillanten-Kettchen umspielte immer noch meinen Knöchel. Im Spiegel sah ich, dass der Blazer, unter dem ich ja nur die Hebe trug, tiefe Blicke in mein Dekolleté erlaubte.

„Sexy“, sagte Sabrina und ich war ganz ihrer Meinung.

Dann verließ ich das Schloss.

„Die Garage ist links von Dir“, führte mich Sabrina zum Auto.

Jetzt hatte ich kein Sprechverbot mehr.

„Hallo, Sabrina“, sagte ich, „wie geht es Dir?“

Schweigen.

Dann, nach einer Weile: „Gespräche sind auf diese Weise nicht erlaubt. Du bekommst nur Anweisungen.“

Ich fand es schade, aber fügte mich.

Der Porsche war hübsch und rot. Ich hätte mir selbst ein Auto dieser Preisklasse leisten können, war aber immer davor zurückgeschreckt. Ich wollte meinen Reichtum nicht zeigen. Das war jetzt natürlich eine andere Situation.

Wie sollte ich mit meinen Stöckelschuhen fahren? Ich zog sie einfach aus.

Keine Stimme, also ging das in Ordnung.

Ich fuhr den Porsche aus der Garage und öffnete das Verdeck. Der Himmel war blau, kein Anzeichen von Gewitter und es war immer noch warm.

„Im Handschuhfach findest Du ein Kopftuch und eine Sonnenbrille“, hörte ich Sabrina sagen.

Praktisch, so eine unsichtbare Begleitung, dachte ich.

Anfangs, bedingt durch die langen Nägel und meine abgespreizten kleinen Finger, noch sehr vorsichtig, genoss ich nach einer Weile die Cabrio-Fahrt. Ich hatte nicht wirklich ein Ziel, fand jedoch nach kurzer Zeit die Autobahn und düste Richtung Köln. Nostalgische Anwandlungen trieben mich nach Bayenthal. Dort parkte ich vor meiner alten Wohnung und betrachtete dieses Stück Vergangenheit. Es kam mir wie eine Ewigkeit vor, seit mich der Chauffeur meines Herrn dort abgeholt hatte, um mich in mein neues Leben zu fahren.

Es war wirklich eine Ewigkeit her.

Mit absoluter Klarheit sah ich die Frau, die ich gewesen war, vor mir: Unstet, rastlos, immer auf der Suche, unsicher, ohne wirklichen Platz im Leben.

Nichts war mehr wie früher.

Ich hatte mich weitaus mehr verändert, als ich damals auch nur geahnt hätte. Hier stand ich nun, vor meinem Cabrio, im sexy Kostüm, auf Stöckelschuhen, mit Designer-Sonnenbrille auf meinem geschminkten Näschen und strich mit meinen langen, rosa lackierten Fingernägeln durch meine blonde Mähne. Ich fühlte mich sicher, stark und schön. Jeder Mensch, der die Straße entlang ging, sah mich an. Jeder Mann drehte sich nach mir um, aber ich war unerreichbar, ein Wesen aus einer anderen, besseren Welt.

So war es richtig.

In meiner Hochstimmung hatte ich den jungen Mann, der auf dem Bürgersteig hinter mir stand, erst wahrgenommen, als er mich ansprach: „Michelle? Das glaube ich nicht!“

Clemens.

Er hatte gerade Brötchen geholt.

Ich nahm meine Sonnenbrille ab.

Clemens legte seine Hände auf meine Oberarme und hielt mich, als würde er ein Kunstwerk betrachten.

„Waaahnsinn! Wenn ich nicht stockschwul wäre – ich schwöre: Auf der Stelle würde ich mich in Dich verlieben.“

Wie süß!

Auch Clemens hatte sich verändert. Er trug eine knackig enge Lederhose (mit ordentlich was drin, bemerkte ich) und ein seidenes Muscle-Shirt. Er sah irgendwie … ich kann es nicht anders ausdrücken … richtig schwul aus.

Clemens und Detlef hatten sich immer größte Mühe gegeben, nicht, wie sie sagten, „tuntig“ zu wirken.

„Du siehst aber auch recht appetitlich aus“, konnte ich das Kompliment zurückgeben.

„Och, danke“, meinte Clemens, „das macht die Liebe. Wie bei Dir, Schätzchen, stimmt’s?“

„Klar, aber Ihr seid doch schon Ewigkeiten zusammen."

Clemens schüttelte den Kopf: „Gewesen, Süße, gewesen! Es ist vorbei. Detlef ist ausgezogen und ich habe einen neuen Lover. Ich bin ja sooo froh. Weißt Du, diese ständigen Nörgeleien: ‚Rauch nicht in der Wohnung, lauf nicht immer nackt in der Küche herum, zieh Dir was Anständiges an' … ich konnte es nicht mehr ertragen. Mein Albert lässt mich so sein, wie ich wirklich bin. Ich weiß gar nicht, wie ich früher existieren konnte."

„Ich auch nicht", nutzte ich die kurze Pause in seinem Redefluss.

„Hach, das sieht man", ging es gleich weiter, „Du siehst ja sooooo … glücklich aus. Ich freu mich so für Dich … und für mich, hihi. Jetzt muss ich aber weiter. Albert kommt gleich und der Kaffee ist noch nicht fertig. Ruf doch mal an, wenn Du wieder in der Gegend bist. Tschüssiiii."

Uff!

Na ja, Hauptsache, er war glücklich.

Ich fühlte mich, als wäre gerade ein Platzregen aus rosa Wattebäuschchen über mich hinweggefegt.

Sabrina befahl mir, wieder in mein Auto einzusteigen und schaffte es dann nicht mehr rechtzeitig, vom Mikro wegzugehen. Ich konnte noch hören, wie sie losprustete.

Ich lachte laut mit.

Ich musste zu Natascha fahren.

Dort angekommen, eröffnete mir Sabrina, dass sie jetzt soufflieren würde, was ich zu sagen hatte.

Es war gespenstisch, aber mit einer leichten Verzögerung, die Natascha nicht zu bemerken schien, plapperte ich die Sätze nach: „Hallo Natascha. Mein Herr wünscht, dass Du mir einen permanenten Lidstrich tätowierst."

Das war heftig.

„Bitte mach es gleich, damit ich ihn noch heute damit erfreuen kann."

Das war *meine* Stimme!

Es tat höllisch weh. Meine Augen tränten nach der Prozedur.

Wieder eine endgültige Veränderung, dachte ich und musste sagen: „Vielen Dank. Mein Herr wird die Rechnung übernehmen."

Mit meinen tränenden Augen konnte ich nicht fahren, also schickte Sabrina mich zu Fuß in eine Eisdiele.

Nicht irgendeine, versteht sich.

Zum Glück war keiner meiner Freunde da. Ich wollte mich an einen Tisch im hinteren Bereich setzen, als Sabrina meinte: „Nicht da. Setz Dich an den freien Tisch draußen vor dem Eingang. Du kannst die Sonnenbrille aufsetzen."

Ich drehte mich um und fand den mir zugewiesenen Platz. Die Stühle waren dort (was ich natürlich wusste) niedriger und so musste ich Haltung 2 einnehmen. Unter den Kids und den in den Ferien daheim gebliebenen Studenten sah ich sicher wie eine Diva aus, die sich verlaufen hatte. Mir entging nicht, wie gleich zwei Pärchen in meiner Nähe über mich tuschelten.

Jetzt war *ich* die Tussi, wegen der man sich das Maul zerriss.

Mit der Zeit entwickelte ich ein Gespür für diese Gespräche. Ich beobachtete genau die Mimik der Leute und verstand: Frauen, die nie auch nur einen Funken meiner Schönheit und Ausstrahlung besitzen würden, Männer, die am Abend auf die Toilette gehen und beim Wichsen nicht an ihre Partnerin, sondern an mich denken würden – ich konnte sie alle nur bemitleiden.

Das Brennen meiner Augen ließ nach und meine Stimmung stieg.

Irgendwann hätte es ohnehin sein müssen, warum also nicht gleich? Ich nahm mein Handy aus der Innen-

tasche meiner Kostümjacke (wobei sich das Revers verdrehte und meine rechte Brustwarze freilegte; ein Teenager am Nachbartisch warf sein Colaglas um), strich die Jacke wieder glatt und wählte Connys Nummer.

„Hallo?“ Sie war zu Hause.

„Hallo Conny, ich bin’s, Michelle. Ich sitze gerade in unserer Eisdiele und dachte, vielleicht hast Du Lust, auf einen Schwatz vorbeizukommen?“

„Ja, toll! Ich muss nur in einer Stunde beim Friseur sein, aber bis dahin … In fünf Minuten bin ich da.“

Schon von weitem sah ich das sackartige lila Kleid, das Conny im Sommer fast täglich trug. Die angekündigten Gewitterwolken zogen zwar langsam auf, aber es war immer noch schwül-warm. Conny hatte wieder etwas zugenommen. Ihre Augen schweiften umher. Mit meinen langen Haaren und der Sonnenbrille wurde ich nicht gleich erkannt, aber dann fiel Connys Unterkiefer herunter und sie kam auf mich zu.

„Das ist …“, versuchte sie, einen Satz herausbringen, „nee …. das … Michelle, Du … das glaube ich nicht. Bist Du das noch?“

„Gute Frage. Wohl eher nicht. Jedenfalls nicht so wie früher.“ Ich fühlte mich unheimlich stark.

Conny starrte auf meine damenhaft angewinkelten Beine mit den High-heels. Dann verweilte sie bei meinem kurzen Rock. An meinen Brüsten blieb ihr Blick hängen. „Silikon, oder? Du weißt, dass das gefährlich ist?“

„Vor zwanzig Jahren, ja“, antwortete ich mit einem Seufzen und nahm die Sonnenbrille ab.

Conny sah meinen frisch nachgezogenen Lippenstift (das versäumte ich nie), das Rouge auf meinen Wangen, den Lidschatten und meinen neuen Lidstrich, von dem sie vermutlich nicht ahnte, dass er tätowiert war.

„Schminkst Du Dich selbst? Ganz schön professionell. Tut mir leid. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass Du Dich *so* verändert hast. Schön, dass Du jetzt hier bist.“ Mit diesen Worten stand sie auf und beugte sich zu mir herunter. Dann legte sie ihre kräftigen Arme um meine Schultern und drückte mich fest.

Wir bestellten uns zwei Cola.

Conny saß da und konnte nicht damit aufhören, mich anzustarren. Nach einer Weile beschloss ich, dass es genug war und erkundigte mich nach der Hochzeit, wobei ich „unser“ Kommen ankündigte.

„Tja“, meinte Conny mit einem Achselzucken, „deshalb wollte ich Dich schon anrufen. Es gibt erst mal keine. Sie haben sich getrennt“.

„Nein“, ich schüttelte den Kopf, „wegen der Birkenstocks?“

Conny sah mich verständnislos an. „Was? Nein, nein, Peter ist fremdgegangen. Dieser Scheißkerl! Mit einer Tussi von der Jungen Union. Kannst Du dir das vorstellen?“

Ich kämpfte gegen den Drang, laut loszulachen. Eine bissige Bemerkung konnte ich einfach nicht unterdrücken: „Der Peter wird dieser Tussi schon beibringen, wie sie sich emanzipieren kann.“

Conny ging nicht auf meinen Sarkasmus ein: „Bettina hat zwei Tage lang nur geheult. Peter hat ihr Blumen geschickt, Briefe geschrieben und ständig bei ihr angerufen, wie leid ihm das täte und er sei betrunken gewesen und er liebe doch nur sie, blablabla.“

„Peter ist ein Idiot.“ Das war meine ehrliche Meinung.

Die Getränke kamen und ich nahm einen Schluck.

Connys Mund stand weit offen.

Was sollte ich machen? Natürlich sah sie meine langen, lackierten Fingernägel. Natürlich nahm sie wahr, wie ich mein Glas nur mit vier Fingern hielt und

den kleinen Finger geziert abspreizte. Es ging ja nicht mehr anders. Jetzt tat sie mir richtig leid.

„Mm … Mm … Michelle“, stammelte sie, „Du bist mir gerade ein wenig unheimlich. Ich glaube, das ist zuviel für mich.“

„Ja, ich weiß“, sagte ich traurig, „ich würde Dir gerne etwas Nettes sagen, mit dem Du klarkommst, so in der Art ‚Ich bin doch noch ganz die alte’ oder ‚das ist nur äußerlich’, aber das wäre gelogen. Die Michelle, die Deine Freundin war, existiert nicht mehr. Ich fürchte, wir haben nur zwei Alternativen: Du akzeptierst mich so, wie ich jetzt bin oder …“

„Wie Du jetzt bist? Wie bist Du denn? Du siehst jedenfalls aus wie eins von den reichen Weibchen aus dem Villenviertel. Dann die Sache mit dem Buch. Du machst einen auf Sklavin, musst für jeden Pup um Erlaubnis bitten und fühlst Dich auch noch toll dabei. Sorry, aber ich komme da nicht mit.“

„Conny“, sagte ich resigniert, „nimm es bitte zur Kenntnis: Ich *bin* reich. Das war ich schon, seit wir uns kennen. Ich *bin* ein Weibchen. Das war ich auch schon immer. Ich wollte es nur nicht wahrhaben. Ich *bin* eine Sklavin. Ich *muss* um Erlaubnis bitten und ich *fühle* mich toll dabei. Ich bin glücklich so und es wird nie wieder anders sein. Was Du hier siehst, das bin ich. Das ist die einzige Michelle, die für Freundschaften zur Verfügung steht. Conny, sag mir: Wollen wir Freundinnen werden? Magst Du mit einer Frau wie mir befreundet sein?“

Sie schluchzte, schüttelte den Kopf und rannte mit einem „ich kann nicht“ davon.

Allein am Tisch flüsterte ich: „Bitte, bitte, Sabrina, lass mich jetzt nicht hängen!“ Die Stimme, die ich darauf vernahm, war die meines Herrn. Er hatte Sabrina abgelöst.

„Rühr' Dich nicht von der Stelle! Ich habe alles gehört und gesehen. Ich bin in zehn Minuten bei Dir."

Ich hielt mein Glas umklammert.

Es dauerte keine zehn Minuten.

Allein die Anwesenheit meines Herrn, seine Sicherheit und Gelassenheit ließen mich sofort ruhiger werden. Ich klagte ihm mein Leid, sagte, wie verletzt ich mich fühlte, wie gemein ich Connys Reaktion fand.

„Sie will Dir nichts Böses", meinte mein Herr, „Du hast sie einfach überfordert, ohne wirklich etwas falsch gemacht zu haben. Ich wundere mich. Für ein ‚Frauengespräch' war das ja ein reichlich direkter Disput."

„Was hätte ich denn machen sollen? Kann ich nicht von meiner besten Freundin erwarten, dass sie sich mit der Realität abfindet?"

„Was glaubst Du, wie, sagen wir mal, Deine Tante Käthe, wenn es sie gäbe, auf Deine Eröffnung reagiert hätte?"

„Sie wäre schreiend davon gelaufen. Genau wie Conny. Aber Conny ist doch meine …"

„Deine ‚beste Freundin'", unterbrach er mich, „ja, ich weiß. Und? Es spielt doch überhaupt keine Rolle, ob Tante, beste Freundin, Mutter, Vater, Schwester … Neid und Missgunst zerstören jede Beziehung; egal, wie innig sie uns vorgekommen sein mag."

„Aber Conny …" setzte ich zu einer schwachen Erwiderung an.

„Du bist so enttäuscht, weil Du es von Conny nicht erwartet hättest, richtig?"

Ich nickte.

„Du denkst", fuhr er fort, „Conny würde Dich nicht beneiden. Du glaubst, weil sie bisher mit Mühe verkraftete, was sie über Dich erfahren hat, könntest Du ihr noch mehr zumuten. Du kannst Dir nicht vorstellen, warum Conny jetzt so abweisend reagiert."

Ich nickte wieder.

„Du sagst Dir“, führte er seine zutreffende Analyse weiter, „dass es nicht sein kann, dass es nicht am Nagellack liegen kann. Daran liegt es auch nicht, aber sieh doch in den Spiegel! Schön warst Du schon immer. Jetzt zeigst Du es. Reich warst Du auch. Jetzt sieht man es Dir an. Es ist nicht schlimm für Conny, wie Du aussiehst. Es ist schlimm, dass Du so *bist*, wie Du aussiehst. Du warst es immer schon, aber Du hast es versteckt, so gut Du konntest. Du hast Dich getäuscht und Du hast Conny getäuscht. Jetzt ist die Täuschung dahin: Das Entlein hat sich in einen Schwan verwandelt. Die anderen Enten konnten verkraften, dass Du hübscher warst als sie, denn Du schienst ihresgleichen zu sein. Jetzt kann jeder erkennen, dass Du das nicht bist. Es ist vorbei. Du bist ein wunderschöner Schwan und die Enten im Teich wollen nicht mehr in Deiner Nähe sein. So ist es immer.“

Er lehnte sich zurück und machte eine abwertende, resignierte Handbewegung.

Ich wusste, dass er aus Erfahrung sprach, als er fortfuhr: „Es geht nicht nur um Schönheit oder Reichtum. Der größte Quell des Neids ist der Zustand des Glücks. Sieh Dir doch Conny einmal an: Sie ist reizlos, langweilig und unbedeutend. Sie mag nett sein, vielleicht sogar sehr, aber niemand dreht sich nach ihr um. Niemand nimmt sie wahr; es sei denn als dicke Frau im lila Sack. Das mag für einen kurzen Moment anders werden, wenn sie irgendeine tolle politische Aktion organisiert und damit weißt Du auch, warum sie das tut. Es reicht allerdings nicht zum Glücklichsein. Du denkst, wer sich für misshandelte Frauen einsetzt, grün wählt und die bösen Umweltverschmutzer bekämpft, ist anders. Verständnisvoller? Toleranter? Pah! Mitunter mag dies ja so sein, aber es ist keine Regel. Es gibt viele Möglichkeiten, eigene Schwäche zu

kompensieren. Frage: ‚warum' und Du lernst, Schwache von Starken zu unterscheiden."

Es stimmte: Genau das hatte ich gedacht.

Mein Irrtum wurde mir immer klarer, als mein Herr mir seine Auffassung über das mitteilte, was Menschen antrieb. Es klang einfach nur logisch: „Es spielt keine Rolle, wo jemand politisch steht. Es ist egal, womit jemand seine Zeit verbringt. Es zählt nur, wieweit man bereit ist, einem anderen Menschen sein Glück, seine Meinung, seine Andersartigkeit zu gönnen oder gar, sich darüber zu freuen. Wer das nicht kann, ist in meinen Augen nur Abschaum und keine Sekunde meiner Zeit wert. Leider trifft das auf den größten Teil unserer Mitmenschen zu, für die Konformität wichtiger ist als vom Neuen, vom Fremden zu lernen, die angesichts ihrer eigenen Schwäche danach trachten, sich in der Masse zu verstecken, die sich keiner Herausforderung stellen und alles niedermachen, was einen Hinweis auf die eigene Unzulänglichkeit, Unzufriedenheit und das eigene Unglück geben könnte. So groß ist der Schritt gar nicht: erst Naserümpfen über das, was man nicht kennt, lieber die Straßenseite wechseln, wenn man dem Schwulen, dem Behinderten, der Hure oder dem Buddhisten aus der Nachbarschaft begegnet, dann mal aus ‚Angst vor Überfremdung' eine Unterschriftensammlung gegen Ausländer mitmachen, vielleicht mal ‚aus Jux' den Reifen eines dicken Mercedes zerstechen, ohne zu wissen, ob der Eigentümer ihn ‚nur' geerbt oder vielleicht mit harter Arbeit verdient hat, später mal unbeteiligt wegsehen, wenn eine Horde Skins einen Schwarzen verprügelt und schließlich selbst mit einem MG in der Hand auf der Mauer eines Konzentrationslagers stehen. Es ist immer die gleiche Sorte Mensch. In einer Masse von Bomberjackenträgern kann man sich genauso verstecken wie in einer Masse von Lilalatzhosen. Du wirst erwidern: ‚Aber doch nicht Conny' und ich sage Dir: Du

weißt es erst, wenn Conny Dein Angebot, mit Dir, so wie Du jetzt bist, befreundet zu sein, annimmt. Lass ihr die Zeit, die sie braucht, um über alles nachzudenken. Wenn sie besser ist als der Dreck, den ich Dir beschrieben habe, wird sie sich bei Dir melden; wenn nicht, hast Du nichts verloren außer einer Illusion."

Mein erster Ausflug unter totaler Kontrolle endete reichlich unerotisch. Ich brauchte eine Weile, um den Tag zu verdauen.

Mein Herr ließ mir die Zeit und ich erlebte eine Nacht voller Harmonie und Zärtlichkeit in seinen starken Armen.

22.

Ich erwachte durch einen Zug an meinen Beinen. Mein Herr nahm sich sein natürliches Recht, brachte mich in eine passende Position und drang in mich ein. Unvorbereitet, wie ich war, tat es zunächst etwas weh.

Dann wurde mir bewusst, dass und auf welche Weise mein Körper benutzt wurde und binnen Sekunden flossen meine Säfte wieder.

Mein Herr fickte mich schnell und wortlos.

Ich beeilte mich, erst um Sprecherlaubnis und dann um einen Orgasmus zu bitten und schaffte es gerade noch, zu kommen.

Ganz im Gegensatz zur letzten Nacht bekam ich nicht die so ersehnten Zärtlichkeiten danach. Stattdessen wurde ich einfach ‚nach Gebrauch' liegengelassen. Ich vermisste den Körper meines Geliebten, aber auch diese Situation hatte einen gewissen Reiz.

Mein Herr verabreichte mir ein Zäpfchen (Dulcolax, wie ich später erfuhr), führte die Manschette in mein Poloch ein und spreizte meinen Schließmuskel sehr weit. Die Dehnungsübungen hatten mich gut genug